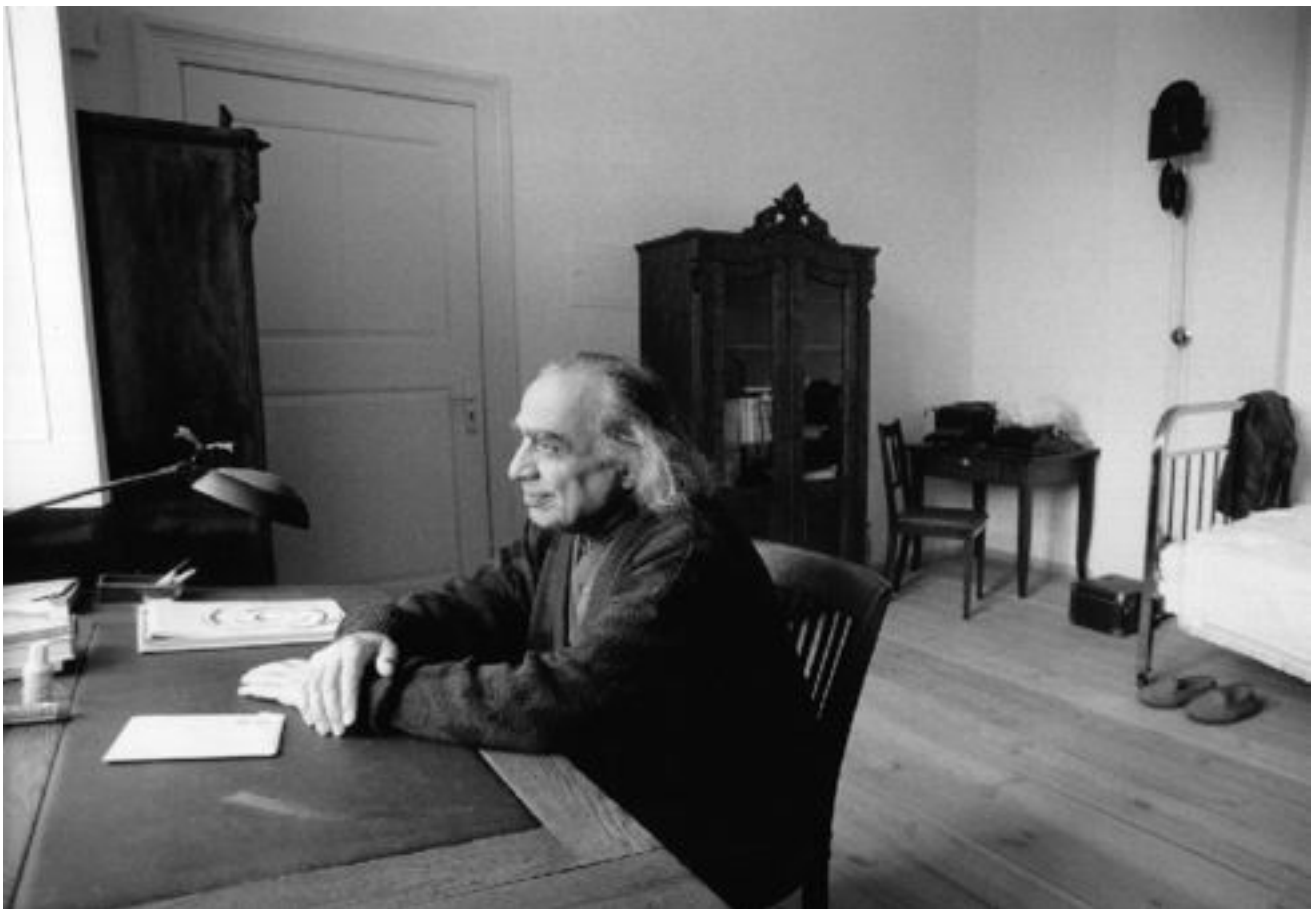


„Der Text ist der kürzeste Umweg, um etwas verständlich zu machen“

Der deutsch-georgische Erzähler-Philosoph Giwi Margwelaschwili befreit Buchpersonen aus ihrem Kontext. Nach 40-jähriger „Nachkriegsgefangenschaft“ erzählen 40 Bücher von den Möglichkeiten der Fantasie. Ein Appell an die Nutzung der Gedankenfreiheit.

Von Ute Eisinger



Giwi Margwelaschwili während der Arbeit an „Der Kontakt“, Rheinsberg, 1995

Nicht nur im Sommer denken die meisten bei „Buch“ an Ferienlektüre. Haben Sie schon einmal überlegt, welche Bedeutung Lesestoff für Robinson Crusoe bekommen hätte?

Entführungsoffer Natascha Kampusch musste mit der Lektüre von Jugendbüchern kompensieren, dass ihr Entführer sie nie Jugendliche unter ihresgleichen sein ließ und fehlende Gesprächspartner ersetzten ihr die Fernsehrichten. In den ersten Interviews nach der achtjährigen Isolation erwies sich die kluge 18-Jährige als erstaunlich reddegewandt. Wegen ihrer Ausdrucksfähigkeit

wollte man sie gar zur Sprachwahrerin des Jahres küren.

Um das Eingemauertsein intellektuell zu überstehen, hatte sich die Gefangene am Gelesenen gebildet – es war ihr lebendiger als das Kellerleben.

Wenn Bücher im Geist ihres Lesers leben – was geschieht da im Text? Der Erforschung dieses Phänomens widmet sich Giwi Margwelaschwili, trotz des sperrigen Namens ein genuin deutscher Autor.

Denn der heute 82-Jährige musste den größeren Teil seines Lebens an einem Ort verbringen, an den man ihn als Jugendlichen verschleppte. In seiner Sprache fand sich dort neben Literatur nur selbst Geschriebenes; eine Situation, die er im „Ontotext“ deutscher Philosophie bewältigte.

Aus dieser Not hervorgegangen ist ein einzigartiges literarisches und lese-theoretisches Oeuvre, das erst zum Teil ediert ist. Nach einem Zigeunerleben durch die Verlagslandschaft scheint Margwelaschwili mit seiner kurzweiligen Intervention in die Weltliteratur nun endlich angekommen: Der Berliner Verbrecher-Verlag gibt jährlich einen Band heraus. Zuletzt erschien „Der Kontakt“, eine 800-seitige lesephilosophische Großerzählung, der man vorwirft, sie enthalte für einen Roman zu viel Theorie, sei aber für ein metaphysisches Werk zu unterhaltsam.

In der Tat lässt Margwelaschwili sich nicht kategorisieren: Er ist Georgier nach Namen und Gemüt, im Dichten und Denken deutsch. Sein intertextuelles Thema, das Buch-im-Buch, spielt er nicht zur Zerstreuung, sondern als ontologische Versuchsanordnung durch, seine „Ontotextologie“.

Obgleich Autoren es nicht lieben, wenn ihr Leben mehr Aufmerksamkeit als ihr Schreiben bekommt, lässt ein Blick auf Margwelaschwilis verworrene Lebensumstände besser verstehen, worum die Entwirrung des Zustands „Gelesenwerden“ sein Anliegen ist:

Als Kind georgischer Emigranten in den Goldenen Zwanzigerjahren in Berlin geboren, wo er heute wieder wohnt, verlor der Bub bald Mutter und ältere Schwester, sodass er mit seinem Vater, Universitätsprofessor und Vorsteher der großen georgischen Emigrantengemeinde, allein blieb.

Die 1921 von den Sowjets besetzte kaukasische Heimat war dem Burschen fremd, ihre Sprache und Schrift beherrschte er nicht. Als Sohn eines viel beschäftigten Alleinerziehers wuchs der Asylantenknirps, ungeschoren von den Nazis, mit vielen Freiheiten auf. Die Gymnasialjahre bis 1945 in der Swingjugend, sagt Giwi, waren seine besten, da lebte er für die verpönte amerikanische Musik.

Doch 1946 stellte der sowjetische Geheimdienst Margwelaschwili senior, dem Vorstand der georgischen Diaspora, eine Falle: Mit der Einladung eines Jugendfreundes lockte man den aus Heimweh unvorsichtig Gewordenen aus der britischen in die russische Zone. In Erwartung einer auf

georgische Art üppig gedeckten Tafel beschloss der Filius seinen Alten Herrn zu begleiten; ein unbedachter Augenblick Realität, der Giwi Margwelaschwilis Schicksal als „Nachkriegsgefangener“ des Kalten Krieges bestimmte.

Seine 18-monatige Internierung im nun russischen KZ Sachsenhausen und die nach Liquidation des Vaters erfolgte Verschleppung ins fremde Georgien beschreibt er im autobiografischen Mehrteiler „Kapitän Wakusch“, dem sehr empfehlenswerten Einstieg ins Gesamtwerk. Doch nackte Wirklichkeit und bittere Abrechnung wird man in diesen Erinnerungen keine finden: Material aus Lebensbegegnungen verarbeitet der Autor zu durchdachten Metaphern, die er weiter entwickelt und in seinen anderen Büchern – darunter „Der Kontakt“ – aufgreift und wieder erklärt.

Die Bereitschaft zur Zugänglichkeit lässt auch Margwelaschwilis Lesungen –zuletzt war er im heurigen Winter als Gast der „Alten Schmiede“ in Wien – so gut gelingen. Der muntere Herr mit dem Schalk in den Augen trägt gern und gut vor; ein Profi der Begeisterung, der freundlich und unkompliziert zwischen seinen Texten und dem Publikum vermittelt.

Die Herzlichkeit entspringt Margwelaschwilis Glauben an das Geschichtenerzählen, dem wiederum Urvertrauen an die Gedankenfreiheit zugrunde liegt. Lautet doch seine Botschaft: Selbst das unwiderruflich Festgehaltene lässt sich zum Guten wenden, setzt der Mensch seinen Verstand ein. Ontotextologie mit Margwelaschwili ist jedoch nichts für Denkfaulen. Dem Neu-Einsteiger seien die Kurzprosaabände „Der ungeworfene Handschuh“ und „Vom Tod eines alten Lesers“ empfohlen.

1947 verfrachtete man Margwelaschwili zu Verwandten nach Georgien, die erst eine perfide ideologische Probe des NKWD vermuteten und nicht weniger erbaut waren als der verhinderte Berliner selbst. Doch schließlich verhalf die – nunmehr im Osten verbotene – Jazzmusik zum Abbau von Ressentiments. Giwi lernte Georgisch und Russisch, studierte Germanistik, genoss Brisen von Freiheit am Schwarzen Meer, schloss Freundschaften und wurde Lehrer.

Für das verwehrte Deutschland entschädigte er sich mit einer Welt aus Texten – lesend wie schreibend.

Als ich Giwi Margwelaschwili während meiner Jahre als Lektorin für deutsche Sprache und österreichische Literatur in Tbilissi kennen lernte, bewohnte er eine Garçonnière in einem hässlichen Plattenbau, die vom Boden bis zur Decke mit Büchern, Buch-Abschriften und Manuskripten angestopft war. Wegen der Papierengpässe in der Perestrojka-Zeit hatte er sich angewöhnt, mit minimalem Zeilenabstand und praktisch ohne Seitenränder jedes Blatt akribisch vollzutippen. Wenn ihm nicht ab und zu jemand zu essen gebracht hätte, wären dem rastlos Schreibenden ein paar Schluck Milch am Tag genug leiblicher Nahrung gewesen.

Den Hort aus Kopiertem und Getipptem, für das es keinerlei Aussicht auf Gedrucktwerden, ja kaum Gelegenheiten zum Vorlesen gab, – sieht man von raren GermanistenkollegInnen ab – nannte Margwelaschwili in ironischer Anspielung auf Luthers erzwungene Schutzhaft seine „Wartburg“. In

klarem, wachem Deutsch entstand dort ab den Sechzigerjahren ein bis dato auf vierzig großteils umfangreiche Bände angewachsenes literar-philosophisches Werk.

Der Titel „Kontakt“ des aktuellen Buchs bezieht sich auf die unter Gorbatschew erstmals möglichen Kontaktnahmen zwischen sowjetischen und ausländischen Philosophen, die nur über die Texte Dritter – Kants – miteinander ins Gespräch kommen konnten. Der Autor, seit den 1970-ern an der sowjet-georgischen Akademie der Wissenschaften, publizierte als Sprachphilosoph und durfte, die eigene Sache mit den Worten Wittgensteins, Husserls und Heideggers im Munde, endlich auf eine Dienstreise in die DDR – bis ein Treffen mit Wolf Biermann weitere Auslandsaufenthalte vereitelte. So bekamen lediglich Tbilissi-Besucher, voran der Liedermacher Ekke Maaß, der heute Giwir Berliner Leben als Dialysepatient und Lesereisender organisiert, Margwelaschwili zu sehen, zu hören und zu lesen.

Auch mir wurde das gescheite Vergnügen zuteil, wenn ich 1987/88 jeden Donnerstag nach der Abendvorlesung den Bus in den mangelhaft ausgeleuchteten Bezirk aus windschiefen Betonhäusern, mageren Hunden und hässlichen Wellblechgaragen bestieg, um den verbotenen Autor, dessen in einer fremden Sprache Geschriebenes die Zensurbehörde in Ratlosigkeit versetzte, zu besuchen. Wir lasen einander vor. Als unantastbare Ausländerin gab ich die Schirmherrin für seine erste öffentliche Lesung, schummelte Manuskripte auf die österreichische Botschaft nach Moskau, schwitzte am Kopierer und sandte die Manuskripte mit der Diplomatenpost nach Wien, wo ein Freund die zweifelhafte Aufgabe der Verlagssuche übernahm. Fast hätte es geklappt: „Europa“ und „Residenz“ versuchten einander die Neuentdeckung streitig zu machen, doch plötzlich war die Marktlage anders und eine Entscheidung zu Ungunsten des Autors gefallen, unverständlich und willkürlich, als ob im eigenen Land, einer Diktatur des Angesagten und Vorgeschriebenen.

Noch ein paar Jahre Geduld und Margwelaschwili durfte selbst ausreisen. Ein wieder gefundener Schulfreund verfügte über Publikationserfahrung, bis 1991 kein geringerer als der Insel-Verlag „Muzal“ heraus brachte, einen großartigen Wurf postmoderner Spieltheorie und gleichzeitig Satire auf das Leben im Kalten Krieg hüben und drüben. Vom Verlag irreführend als „Ein georgischer Roman“ angepriesen, ließ das Buch mit dem schnauzbärtigen kaukasischen Reiter auf dem Schutzumschlag alle Leser, die Abenteuer von der Art eines Hadschi Murat erwarteten, abblitzen. Wie stets bei Margwelaschwili geht es nicht um als Geschichten wahrgenommene Wirklichkeit, sondern um das geistige Abenteuer des Lesens.

Selbst im engmaschigen Buchstabengitter von Texten der Weltliteratur, die wir alle kennen, macht Margwelaschwili Gedankenfreiheit vor: Er nimmt unterschiedliche Vorlagen her, die er in seinen Texten – Romane, Erzählungen, Theaterstücke – unterhaltsam und kurzweilig mit- und widerliest. Unerschöpflich in seinen Einfällen beschreibt er, was passiert, wenn sich ein Leser – in

Anerkennung des Dastehenden – in die Handlung einmischt. In Gestalt einer „Leserpolizei“ oder „Buchweltverwaltung“ greift der Erzähler in erster Person ein, um in interaktiven Meta-Geschichten zu beweisen, dass und zu untersuchen, wie ein Text auf sein Gelesenwerden reagiert.

So macht Margwelaschwili sich an Geschichten aus der Bibel, eine Rilke-Metapher, Balladen, das Drehbuch von „Das Schweigen der Lämmer“ („Officer Pembry“) oder an – im jüngsten Buch – Kurt Tucholskys erotische Erzählung „Rheinsberg. Ein Bilderbuch für Verliebte“.

Bei allen prinzipiellen Überlegungen gelten dergleichen interaktive Erforschungen von Büchern immer den Menschen in ihnen. Seien die auch frei erfunden: Menschenrechte verdienen sie allemal! Bevor Figuren Opfer unserer Rezeptionsgewohnheiten werden, meint Margwelaschwili, heißt es für den Leser, ihnen zu Hilfe kommen.

Im „Kontakt“ – russisch ausgesprochen: Kontakt – erzählt er von seinen Erlebnissen als Stadtschreiber im märkischen Rheinsberg, darunter fantastische Gedankenreisen in Bücher, die dort spielen, vor allem Tucholskys Erzählung.

In diesem 1912 sehr erfolgreichen, nur 73-seitigen, Bändchen ist in einem frischen, neckisch-erotischen Plauderton der Kurzurlaub zweier junger Leute aus Berlin – Wölfchen und Clairchen – skizziert. Man muss den Text zum Verständnis des „Kontakts“ nicht lesen, hat aber mehr davon, wenn: Auffällig die vielen Pünktchen darin, die – als Zugeständnis an die Moral der Wilhelminischen Zeit – verfängliche Szenen ersetzen. Tucholskys frivole Leerstellen nimmt Margwelaschwili zum Anlass, seinen Lesergeist in die bestehende Geschichte einzubringen.

Beispielsweise stört ihn im „Bilderbuch für Verliebte“ der von der Figur des Wölfchen geäußerte, faustische Gedanke, Liebesglück wie das eben mit Clairchen genossene sei zu Recht vergänglich. Der Leser in Persona des lebenskundigen alten Margwelaschwili möchte widersprechen; mitteilen, dass bei jedem Aufschlagen des „Bilderbuchs“ Wölfchens Glück Bestand erfährt: „Gelesen werdend lebst du mit Clairchen in endloser Lese-Liebes-Lebensbefriedigung. Was willst du mehr?“. Dazu muss er sich Tucholskys Frauenheld nähern, ist aber – als ihr Leser – für ihn unsichtbar.

Also lässt Margwelaschwili seinen Ich-Erzähler nutzen, was der bestehende Text hergibt – bzw. ausspart: ein Buchpäckchen, das in Tucholskys Geschichte der Liebhaber seinem Clairchen zum Abschied überreicht, doch nicht öffnen lässt, bis die beiden es bei der Abfahrt im Hotel vergessen. Margwelaschwili wäre nicht Margwelaschwili, entzündete sich an einem solchen Requisit nicht seine Fantasie.

Oder der Protagonist stellt die Nebenfigur Lissy, wo sie die von Tucholsky geschilderte Szene verlässt. Er erfährt, dass das Fräulein nicht nur im Hintergrund mitspielt, sondern ihrerseits in einer Mission unterwegs ist, die seiner ähnelt: Sie besitzt einen an ihrem Textforschungsinstitut entwickelten Kompass, der auf Abweichungen des Erlebten vom Buch-Gehalt reagiert – ein neues Instrument zur Untersuchung des Wesens von Geschichten und möglichen Kontakten zwischen außen stehenden Rezipienten und textimmanenten Menschen... – Kurzum: 73 seichte Seiten

entlocken Margwelaschwili 800 sprudelnde eigene – auf ontotextologischem Forschertrip, bei sprachreger Fabulierlust, wie sie unter postmodernen deutschen Erzählern einmalig bleibt. Verschmitzt stellt der unermüdliche „homo scribens“ darin das Manifest allen Dichtens auf: „Der Text ist der kürzeste Umweg, um etwas verständlich zu machen“...

Giwi Margwelaschwili

Der Kontakt

Berlin: Verbrecher Verlag 2009

Hardcover, 800 Seiten, 36,00 €



Giwi Margwelaschwili als Stadtschreiber in Rheinsberg, 1995